

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 44.

Dienstag, 22. Februar

1927.

Die müde Diana.

Ein Polizeiroman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

(14. Fortsetzung.)

„Sie müssen doch an der Art und Weise der Unterhaltung gemerkt haben, ob bei dem Zusammensein der drei angenehme oder unangenehme Dinge erörtert wurden, ob es sich um einen harmlosen Freundesbesuch handelte oder ob geschäftliche und womöglich unangenehme Dinge besprochen wurden, die vielleicht bei den temperamentvollen Ausländern nicht mißzuverstehende Anmerkungen des Unwillens, des Argers und des Zorns hervorgerufen haben?“

„Wenn ich mich recht erinnere, war der junge Capitain am ersten Abend ziemlich erregt. Er trank auch Wein, was er sonst nicht zu tun pflegte.“

„Und der Besucher?“

„Der trank stark, drei Flaschen schweren Rheinwein.“

„War er betrunken, als er den Speisesaal verließ?“

„Nein, mir ist nichts aufgefallen.“

„Wie lange saßen die drei zusammen?“

„Das erstemal vielleicht eine Stunde, solange währt das Souper im allgemeinen, der Besuch ging sofort nach Beendigung des Soupers fort. Die beiden Ausländer blieben sitzen.“

„Sie begleiteten ihn nicht bis zur Hoteltür?“

„Nein.“

„Sie wissen das genau?“

„Zunächst, ganz genau, ich erinnere mich an diese Einzelheit, weil ich mich — gewissermaßen — über die Unhöflichkeit der sonst sehr vornehmen und höflichen Brasilianer ein wenig wunderte.“

„Hm“, machte Luß. „Und was taten die Brasilianer nach dem Fortgang ihres Besuches?“

„Sie gingen sofort auf ihr Zimmer.“

„So —“ sagte Luß und betrachtete einen kurzen Moment interessiert das Teppichmuster. „Das ist alles recht interessant, was Sie mir erzählen. Nun aber noch eine letzte Frage. Wann wurde der Besuch wiederholt?“

„Am nächsten Tage. Der erste Besuch muß einen Tag nach der Ankunft der Ausländer erfolgt sein.“

„Also der erste am 12., und der zweite am 13.“

„Es wird schon so stimmen, Herr Doktor.“

„Und wie verlief der zweite Besuch?“

„Das weiß ich nicht, weil ich an jenem Abend hauptsächlich in der Bar zu tun hatte, aber ich will Ihnen meinen Kollegen schiden.“

„Ich bitte darum“, sagte Luß verbindlich. —

Eine Stunde später ging ein ausführliches Telegramm an die Hamburger Kriminalpolizei ab, mit dem Ersuchen, Herrn und Frau Rivadeiro zu ermitteln und festzunehmen, bis zur Ankunft Doktor Luß' oder Frankfurter Polizeibeamter.

„Wir sind vorerst hier zu Ende“, sagte Luß zu seiner Agentin, als sie abends bei einer Tasse Kaffee im Trocaderoopalast saßen. „Wenn es Sie interessiert, das Hamburger Antworttelegramm einzusehen, kommen Sie morgen in aller Frühe zu mir.“

Und Carlotta Petersen klingelte am nächsten Tage bereits um halb acht Uhr, eine für ihre Gewohnheiten außerordentlich frühe Stunde, an der Vorplatttür Doktor Luß' in der St. Margaretenstraße. Sie war sonderbarerweise im Reisefleisch und trug eine frostfesterne

Handtasche. „Mein großes Gepäck ist bereits an der Bahn“, erklärte sie ruhig.

Luß mußte laut und herzlich auflachen. „Sie sind klassisch, Carlotta! Wer sagt Ihnen denn, daß wir verreisen?“

„Mein Instinkt“, erwiderte die Tänzerin und zupfte Luß das seidene Taschentuch in seiner Brusttasche fofett zurecht.

„Daß die Hamburger Polizei die beiden ermittelte und abfakte, falls sie überhaupt noch dort waren, erschien mir ebenso selbstverständlich, als die Tatsache, daß Sie mich mitnehmen.“

Luß reichte der Tänzerin wortlos ein Telegramm. Es enthielt nur die wenigen Worte:

Gesuchte ermittelt und in Polizeigewahrsam. Erwarten näheren Bescheid.

Kriminalpolizei Hamburg.

„Ich fahre um 9 Uhr 34“, sagte Luß und steckte das Telegramm in die Brieftasche.

„Und ich fahre mit“, erklärte Carlotta Petersen. „Sie sind vielleicht froh, mich in Hamburg zu Ihrer Unterstützung zu haben.“

„Vielleicht haben Sie recht. Ich bin einverstanden. Drinnen steht der Kaffee bereit, und dann avanti!“

Elftes Kapitel.

Kommissar Hansen, der Leiter des Hamburger Jagungsdezernats, saß schmunzelnd vor Luß und Carlotta. „Dat ging man glatt, lieber Doktor“, sagte er behaglich. „Eine Stunde nach Erhalt Ihres Telegramms hatte ich die beiden schon am Kanthafen.“

„Ist meine Depesche, die unsere Ankunft bekanntgab, schon eingetroffen?“ fragte Luß.

„Zunächst vor ungefähr drei Stunden; ich habe angeordnet, daß die zwei zur Vorführung bereit gehalten werden. Sie können Sie, wenn Sie wollen, sofort hier haben.“

„Machten sie bei der Festnahme Schwierigkeiten?“

„Nein, nicht sehr, die Frau flennete wie'n Schoßhund, und der Mann machte Ausflüchte, die aber niemand verstand. Er spricht kein Deutsch.“

Carlotta sah Luß lächelnd an. Luß antwortete: „Das ist ein Irrtum. Der Mann spricht bestimmt sehr gut Deutsch, auch die Frau versteht ein wenig.“

„Dann hat er eben Komödie gespielt. Na, Sie werden ihn schon zum Reden bringen.“

„Ich denke auch.“

„Wo haben Sie die beiden festnehmen können?“

„In ihrem „Hotel“. Netze Bruchbude von Hotel, kann ich Ihnen sagen, im „König von Dänemark“.“

„Selbst“, meinte Luß, „in Frankfurt steigen die Herrschaften in einem der ersten Gasthöfe ab und hier nächtigen sie in einer Spelunke.“

„Na“, meinte der Kommissar gutmütig. „s werden ihnen halt die Moneten ausgegangen sein. Das soll vor kommen.“

„Ich möchte die beiden sprechen“, entschied Luß. „Kann das hier geschehen?“

Auf ein Klingelzeichen erschien ein Kriminalschutz-

mann, der einen kurzen Besuch entgegennahm und das Zimmer verließ. Nach einigen Minuten erschien er mit den beiden Verhafteten wieder, er schob sie nach der Zimmermitte und trat ab.

Carlotta richtete ihre Augen erstaunt auf die beiden schäbig gekleideten Menschen, einen kleinen schwarzhaarigen Mann von ungefähr vierzig Jahren und eine etwas jüngere Frau in einer zerrissenen billigen Seidenbluse von knalligem Gelb mit Schwarz verziert, fleddigem Rock, aber sehr eleganten und fast neuen Lackhalbschuhen, deren Glanz zu der Schabigkeit der Kleidung in schreiendem Kontrast stand. Carlotta schüttelte den Kopf und sah Luz fragend an.

„Lieber Herr Hansen“, sagte Luz, „Diese Leute kenne ich nicht und suche sie auch nicht. Hier muß ein Irrtum vorliegen.“

„Ausgeschlossen“, erwiderte der Kommissar, aber schon etwas weniger selbstbewußt und sicherer als zuvor. „Wir haben uns stritte nach Ihrem Telegramm gerichtet. Haben die beiden ermittelt, eingesperrt, ohne sie aber zu vernehmen. Vierundzwanzig Stunden dürfen sie nach dem Gesetz in Haft bleiben, bevor sie dem Richter vorgeführt werden müssen, und ein Verhör wäre ohne Dolmetscher auch schwierig gewesen, denn hier versteht kaum einer ein paar Brocken Italienisch.“

„Italienisch?“ wiederholte Luz. Dann lachte er unvermittelt auf und wandte sich, ohne dem Kommissar weiter Beachtung zu schenken, an den verhafteten Mann, der seinen grünen Belourhut, zu einem Knäuel zusammengeballt, in den schmutzigen Händen drehte und scheue Blicke auf die im Zimmer anwesenden Personen warf.

„Come si chiama?“ (Wie heißen Sie?) fragte ihn Luz.

„Rivabello Giuseppe, Signore“, erwiderte der Mann servil und überhöflich.

„E lei è Italiano?“ (Und Sie sind Italiener?)

„Altro che! Nato a Monza, Provincia di Milano.“ (Und ob, in Monza, Provinz Mailand geboren.)

Luz wußte nicht, ob er sich ärgern oder ob er lachen sollte. Eine Namensähnlichkeit: Rivadeiro — Rivabello, hatte die Hamburger Kriminalpolizei veranlaßt, den groben Mißgriff zu begehen, einen Schächer, der letzten Endes an ihm hängenbleiben mußte. Es kam ihm nun darauf an, den Fehler so schnell wie möglich wieder gut zu machen und die Suche nach dem Richtigen erneut und jetzt persönlich aufzunehmen.

Kommissar Hansen verstand zwar von der kurzen, in italienischer Sprache geführten Konversation wahrscheinlich kein Wort, aber so viel merkte er scheinbar doch, daß Luz von dem ihm geleisteten „Dienst“ alles andere als entzückt war. „Es sind wohl nicht die Leute, die Sie suchen?“ sagte er.

„Nein, Herr Kollege“, erwiderte Luz ärgerlich, „das war wieder mal ein Reinsfall. Na, ich danke.“ Dann wandte er sich, eine möglichst ernste Miene aufsetzend, an den Italiener.

„Sa lei“, fragte er, „perché e qui?“ (Wissen Sie, warum Sie hier sind?)

Er bezweckte mit seiner Frage eigentlich nichts weiter, als eine kurze Entschuldigung einzuleiten und dann den Mann mit seiner Begleiterin in Freiheit setzen zu lassen. Zu seinem Erstaunen überfiel ihn der Gefragte, durch die eintägige Haft vielleicht mürbe gemacht und froh, einen Menschen gefunden zu haben, der seine Muttersprache beherrschte, mit einem wahren Wasserfall von Worten. Die Sätze sprudelten nur so aus seinem Munde, und zwar in einem derart furchtbaren Dialekt der unteren Klassen, daß Luz seine liebe Not hatte, auch nur die Hälfte des Erzählten zu verstehen und zu verdauen. Er ließ den Mann, der schließlich in Tränen ausbrach, ausreden, ohne ihn zu unterbrechen. Erst als der Festgenommene auf ihn zutrat und Luz' Hand in seine schmutzige Rechte nehmen wollte, um sie zu drücken oder zu küssen, gebot er ihm mit einer kurzen Handbewegung Schweigen.

„Befassen Sie sich mit dem Menschen durch einen Dolmetscher“, sagte er zu dem Kommissar. „Sie haben anscheinend ganz zufällig einen guten Fang gemacht. Es handelt sich um einen Musiker, wahrscheinlich einen

Wettmüller, der vorgestern im Streit einen Randemann durch einen Messerstich getötet hat.“

Der Kommissar fuhr erfreut auf. „Donnerwetter, Luz!“ rief er, „das wäre eine Sache. Fragen Sie ihn mal bitte, ob der Tote Porro, Luigi Porro, geheißen hat.“

„Si sì, Porro“, bestätigte der Italiener schluchzend.

„Basta“, rief Luz. „Genug. Die Sache stimmt, Herr Hansen, ich gratuliere Ihnen“, fügte er maliziös lächelnd hinzu, „zu diesem fabelhaften Erfolg. Alle Achtung vor der prompten Arbeit der Hamburger Fahndungspolizei.“

Der Kommissar quittierte die Ironie mit einem sauer süßen Lächeln und füllte die Siftierungsanzeige aus. Dann ließ er beide Italiener wieder in einstweiliges Gewahrjam bringen. „Wir haben jetzt den Kerl, den wir seit zwei Tagen als „Unbekannt“ suchen. Er hat in einer Hafentneipe einen Neapolitaner namens Porro im Streit niedergestochen. Schade, daß Sie weniger Glück hatten und jetzt nochmals von vorn anfangen müssen. Wissen Sie denn bestimmt, daß Ihr Ehepaar in Hamburg ist?“

„Nein“, erwiderte Luz, „ich weiß nur, daß die beiden als nach Hamburg abgereist in Frankfurt abgemeldet worden sind. Außerdem handelt es sich nicht um Italiener, sondern um zwei Lubobrasilianer, Herr und Frau Rivadeiro und nicht Rivobello.“

Fortsetzung folgt.

Station Klein-Zentendorf.

Von Wilhelm Dichtenberg.

In der Zeit vom Dezember bis zum Februar versah der Stationsvorsteher von Klein-Zentendorf mit besonderer Liebe seinen Dienst. Zweimal in der Woche kaufte da der Rivieraexpress durch die kleine Station. Freilich, ohne zu halten. Aber damit hatte sich Bruno Kammforth längst abgefunden. Er begnügte sich schon damit, einen Schimmer des glänzenden, großen Lebens zu erblicken, das da zweimal wöchentlich an seinem armseligen, einsamen Leben vorbeisaupte. Dann stand er mit seiner roten Signalfahne vor dem Stationsgebäude, blinzelte sehr ernst drein und senkte schließlich die Fahne zu einem ehrfurchtsvollen Gruß. Alles das dauerte kaum eine Sekunde lang. Aber diese Sekunde, zweimal in der Woche — und auch nur drei Monate im Jahre genossen, machten ihm den Dienst leichter, anregender — erträglicher.

Somit führen ja auch Schnellzüge durch Klein-Zentendorf. Aber aus ihnen machte er sich nicht viel. Und Personenzüge hielten sogar. Aber er haßte sie. Vielleicht weil er auch auf sein Leben und sein Schicksal nicht gut zu sprechen war. Wenn aber der Rivieraexpress signalisiert war, begab er sich sofort auf seinen Posten. Da nahm er eine besondere Haltung ein. Und es blieb ihm immer noch so viel Zeit, ein wenig in die schönere Vergangenheit zurückzuträumen. . . . Freilich, in Zukunft war niemals sein Platz gewesen. Aber die große Welt hatte sich doch nicht so ganz vor ihm verschlossen. In der großen Stadt hatte er studiert, ein paar Jahre gedient, später dort geheiratet. Dann aber war das Avancement gekommen. Das langersehnte. Zwei Kinder waren schon da — und das kleine Gehalt langte nicht. Das Avancement aber hieß: Stationsvorsteher in Klein-Zentendorf. . . . Seine Frau war damals sehr glücklich gewesen. Jetzt galt sie doch was in ihrem kleinen Kreise — und die drückendsten Sorgen waren auch geschwunden. Wo auch schon das Dritte unterwegs war.

Zehn Jahre hatte er nun schon in Klein-Zentendorf verlebt. Zehn Jahre, die ihn langsam getötet hätten. Er vermied es sogar, seinen Urlaub in der großen Stadt zu verbringen. Er fürchtete das Wiedersehen mit der Vergangenheit. Er fürchtete die Heimkehr in die Gegenwart. Wozu auch halb Erstorbene wieder aufleben lassen? Sein Schicksal — das wußte er — hieß: Klein-Zentendorf.

Das kam ihm jedesmal ins Bewußtsein, wenn er in Erwartung des Rivieraexpresses auf dem lehmigen, aufgeweichten Boden der Station stand. Und dann klopfte ihm das Herz vor Erwartung. Noch drei — zwei — eine Minute. . . . Dann blitzte der herrliche, wunderschöne, stolze Zug an ihm vorüber. . . . Viel bekam er ja nicht zu sehen. Aber er hatte in diesen zehn Jahren so viel Bescheidenheit gelernt, daß ihm auch das wenige genügte. Er nannte das bei sich: Einen Schein der großen Welt erblicken. Manchmal hatte er Glück und sah ein Frauengesicht, wie es sich an die großen, gedämpften erleuchteten Scheiben drückte. . . . Manchmal. . . . Dann merkte er auch, wie sich ein Blick aus dem fahrenden Zug mit ihm beschäftigte, und senkte die Fahne noch um Etwas tiefer.

seiner Fische. Unvollständig nahm er eine wasserabweisende Bekleidung an, die ihm in den zehn Jahren Klein-Zentendorf noch nicht abhanden gekommen war.

Der heranbrausende Zug warf seine Lichter voraus. Klammsforth straffte seine statische Gestalt und hob die Fahne. Eine Sekunde noch — dann war er da, der Rivieraexpress. . . Erwartung grub sich in seine Mienen.

Aber das Getöse der Maschine, das Säusen der Räder klang diesmal nicht so wütend wie sonst. . . Das war eher das Geräusch der armeligen Personenzüge, die er so sehr haßte. . . Aber die Zeit stimmte — und der Express war unzweifelhaft signalisiert. . . Was war also geschehen?

Im nächsten Augenblick fuhr der Zug ein. Aber nicht wie sonst als vorbeischießender Lichtschein. . . Gemächlich, fast schraubend — und im nächsten Augenblick — ein Ruck, ein Zittern der Garnitur — der Rivieraexpress hielt. . . Hielt — in Klein-Zentendorf. . . Klammsforth mußte ihm ein paar Meter weit entgegenlaufen, denn der Zug hatte offenbar nicht mehr die Kraft gehabt, in die Station einzufahren.

Der Zugführer erstattete ihm die Meldung: Ein kleiner Defekt an der Maschine — mußte hier in Klein-Zentendorf behoben werden. Der Stationsvorsteher fieberte im Taten-drang! Wenn Wünsche, nicht eingestandene, als lächerlich abgewiesene Wünsche Wunder vollbringen können — dann hatte sich hier eines ereignet!! Schnell gab er die notwendigen Weisungen. Oh, es klappte bei ihm alles tadellos! Für solche Fälle war er gerüstet. Was die Station an Hilfskräften verfügbar hatte, war schnell auf die Beine gebracht. Wie lange die Arbeit in Anspruch nehmen würde? . . . Die Leute meinten, fünfzehn bis zwanzig Minuten. Fünfzehn bis zwanzig Minuten, dachte Klammsforth? Also — eine Ewigkeit!!

Dann begann er den Zug abzuschreiten. Mit zärtlicher Gingabe tat er das. . . Zuerst streckten die Reisenden ihre Gesichter bei den Coupétüren und halb geöffneten Fenstern hinaus. Dann setzte ein allgemeines Schimpfen ein. Klammsforth gab jedem bereitwilligst Auskunft: Fünfzehn bis zwanzig Minuten — sicherlich nicht länger. Abgesehen werde es keine Verspätung geben, der Zugführer holte diese Zeit mit seiner ausgezeichneten Maschine ganz bestimmt wieder ein. Es tat ihm wohl, sich sprechen zu hören!! Und er tat es auf die gepflegteste, weltmännischste Weise. Ja, ja — das war der Bruno Klammsforth, der forsche Student, von einst!! Zehn Jahre lang hatte man ihn lebendig begraben — aber wenn es das Wunder will, daß der Rivieraexpress in Klein-Zentendorf hält — dann hat man sich wieder ganz!! Dann ist man wieder der Alte! Mit den Personenzügen hat man sich auch in den zehn Jahren nicht anfreunden können! . . .

Nach einigen Minuten war es den Reisenden in den Abteilen zu langweilig geworden und einige von ihnen zogen es vor, die Zeit bis zur Abfahrt im Freien zu verbringen. Männer stiegen aus — vielleicht Klammsforth's Studienkollegen?? . . . Er konnte sie nicht erkennen — es war nicht viel Licht verschwendet für Station Klein-Zentendorf. Sie schritten — in ihre Pelze gehüllt — den Zug entlang und kümmerten sich nicht weiter um den Ort ihres unfreiwilligen Aufenthalts. — Dann kamen ägernd die Damen nach. Behutsam kletterten sie die hohen Trittbretter hinunter und landeten mit einem leichten, graziösen Sprung am Boden. Klammsforth wandte kein Auge von ihnen. . . Wie sie sich jetzt trugen — diese Damen aus der Stadt!! . . . Wieviel hatte sich in den zehn Jahren geändert!!

Eine dieser Damen kam auf ihn zu. Ein köstliches, bezauberndes Parfüm schloß sie vor sich her. Klammsforth war es, als müßte er ihr ausweichen. Kehrt machen und die Arbeit seiner Leute beaufsichtigen. . . Aber da hielt sie auch schon vor ihm. . . Mit einem Lächeln — einem himmlischen Lächeln — redete sie ihn an: „Herr Stationsvorsteher — Sie glauben also bestimmt nicht mehr als zwanzig Minuten. . .?“

Klammsforth würgte einen Augenblick lang an der Antwort. Dann riß er sich aber zusammen: „Meine Gnädigste — ganz bestimmt nicht länger.“

Sie stuchte, sah ihn aufmerksamer an und kam einen Schritt näher auf ihn zu: „Sie sind wohl nicht von hier, Herr Vorstand?“

Jetzt hatte er sich ganz wieder: „Nein. Gnädigste haben es wohl gemerkt.“

„Aber natürlich! Man stellt sich die Leute in — wie heißt doch die Station. . .?“

„Klein-Zentendorf. . .“

„Ach ja, Klein-Zentendorf! Also, man stellt sich die Leute in Klein-Zentendorf doch etwas anders vor. Sind Sie denn hier?“

„Es sind jetzt schon zehn Jahre.“

„Ein Mann wie Sie!“ Ihr Lächeln wurde um einige Grade verächtlicher und sie stand jetzt ganz dicht bei ihm: „Daben Sie niemals Sehnsucht verspürt, wieder in Ihre Stadt zu kommen? Sind Sie ganz mit Ihrem Schicksal abgefunden?“

„Abgefunden? Nein. Aber ein Beamter kann sein Schicksal nicht bestimmen.“

„Entsetzlich! Und Sie sind ja noch gar nicht so alt. . .?“

„Biersig, gnädige Frau. . .“

„Biersig? Wie schade! Wenn Sie in der Stadt, bei uns, lebten. . .“

„Was meinen Sie, gnädige Frau? . . .“

„Was ich meine? Ach, ich glaube, es hat keinen Sinn, davon zu sprechen. In wenigen Minuten geht mein Zug. . . Es war eigentlich unvernünftig von mir, Ihnen die Sache noch schwerer zu machen. . . Wissen Sie, wenn ich von der Riviera zurückkomme, schreibe ich Ihnen eine Karte. Dann wird ja der Zug wohl keinen Aufenthalt haben — aber ich werde Ihnen vom Fenster aus zuwinken. Sie stehen dann hier — und grüßen mich mit Ihrer Fahne. Ja, wollen Sie? Ich stelle mir das furchtbar nett vor. . .“

Der Stationsvorsteher von Klein-Zentendorf fand nicht gleich die richtige Antwort. Im nächsten Augenblick, gerade als er sprechen wollte, war es aber auch schon zu spät. Der Zugführer lief den Zug entlang und drängte: „Alles emsteigen, bitte! Wir fahren!“

Die Dame lief in voller Hast zu ihrem Wagen und kletterte rasch die Treppen empor. Auf der obersten angekommen, wandte sie sich noch einmal um und winkte dem Stationsvorsteher, der wie versteinert an seinem Platz zurückgeblieben war, zu. Die Maschine zog an, leuchtete einige Male und setzte sich in Bewegung. Die Dame war verschwunden. Nichts hatte sie zurückgelassen, als eine Wolke ihres Parfüms. Und als sich diese völlig verflüchtigt hatte, verließ der Stationsvorsteher vom Klein-Zentendorf auch seinen Platz. . .

Legende von Tutokanola.

(Nach Überlieferungen der Minot-Indianer, mittleres Kalifornien.)

Erzählt von Hans Rudolf Nieder.

Zwei Knaben gingen einmal in einem kleinen Fluß baden. Nachdem sie lange geschwommen und gespielt hatten, kletterten sie auf einen großen Stein, der dicht am Ufer stand. Dort legten sie sich hin und ließen sich von der Sonne trocknen. Sie schliefen dabei ein und schliefen den ganzen Tag und auch die folgende Nacht. So fest war ihr Schlaf, daß sie gar nicht bemerkten, wie der Stein anfang, in die Höhe zu wachsen. Tag für Tag und Nacht für Nacht stieg der Stein höher, und immer schliefen die beiden Knaben weiter. Bald lagen sie oben dicht am blauen Himmel; tags deckten die Wolken sie zu, und nachts fuhr ihnen der Mond über das Gesicht.

Da hielten alle Tiere einen großen Rat, wie die Knaben herunter zu bringen wären. Jedes versuchte, auf den Gipfel des Felsens zu gelangen, und sprang so hoch es vermochte. Die Maus kam zuerst; sie sprang kaum ein paar Hände hoch. Dann kam die Ratte, die schon etwas höher sprang. Der Hase machte einen guten Sprung. Am höchsten sprang der Griselbär, doch er konnte auf dem steilen Stein keinen Fuß fassen und rollte wieder zurück. Und auch die Bäume waren nicht imstande, den Gipfel des Felsens zu erreichen. Die Weiden trockten ihm kaum über den Fuß, die höchsten Tannen reichten nicht über sein Knie.

Dann kam ein kleiner Wurm, der Schlingwurm oder Mehwurm, Tutokanola. Er fing ganz langsam an, die Felswand emporzuklettern. Dabei machte er immer eine Schlinge oder Schleife aus seinem Körper und schob sich dann vorwärts, so lange, wie er war. Es sah aus, als wolle er mit seiner Leibestänge die Höhe des Felsens messen.

Am Ende des ersten Tages war er noch nicht höher als die Büsche. Aber er kletterte immer weiter. Nach einiger Zeit stand er schon so hoch, wie der Griselbär gesprungen war. Den ganzen Sommer kletterte er weiter, man sah ihn schon längst nicht mehr.

Endlich, als die ersten Schneestürme kamen, langte er oben an. Während der Schnezeit hielt er sich versteckt; als aber der Sommer wieder kam, weckte er die Knaben und brachte sie allmählich herab.

Darum nennen die Indianer den Felsen noch immer Tutokanola oder Stein des Mehwurms. Er steht im Volomite-Tal, dicht am Flußufer.

Frauengesundheit.

Ein wenig beachtetes Mittel zu ihrer Erhaltung.

Daß die Gesundheit nahezu der wichtigste Besitz ist, wissen wir alle, und nie spürt man dies deutlicher, als wenn man irgend welchen Störungen seines Wohlbefindens zu tun hat. Wir Frauen sind mancherlei Beschwerden ausgesetzt, in den seltensten Fällen aber erlauben uns unsere Verhältnisse kostspielige und zeitraubende Heilmassnahmen. Da sei hier einmal auf ein Mittel hingewiesen, das immer noch von den Frauen zu wenig beachtet wird, und das ihnen doch allen, jederzeit und mit geringen Kosten zur Verfügung steht: Ich meine die verschiedenen Fußbäder, deren gute Wirkung oft überraschend schnell und nachhaltig zu bemerken ist; es kommt nur darauf an, daß man sie richtig handhabt, und daß man weiß, was man mit ihnen erreichen will und kann.

Als erstes wäre zu nennen das kurze, kalte Fußbad. Es hat eine Temperatur von 8 bis 12 Grad Celsius, dauert 2 bis höchstens 10 Minuten und wird angewendet, wenn man blutleitende Wirkung erzielen will (also bei Hitze und Blutandrang zum Kopfe, Neigung zu Blutungen, Darmträgheit usw.). Während der ganzen Badesdauer muß man die Füße selbst kräftig aneinanderreiben oder von einer anderen Person kräftig reiben lassen, weil sonst das Blut wieder „zu Kopfe steigt“. Wer an kalten Füßen leidet, wie dies gerade Frauen häufig tun, dem ist dies Mittel sehr zu empfehlen. Vor und nach dem Bade müssen die Füße warm eingeschüttelt werden, und man reibt sie, bis sie heiß sind, was dann sehr schnell der Fall ist und lange anhält.

Das verlängerte kühle Fußbad (18 bis 24 Grad, eine Viertel- bis eine halbe Stunde Dauer) tut gute Dienste bei Schwellungen und Entzündungen. Die Füße müssen aber vorher ganz warm sein und müssen, wie auch die Waden, im Bade fortwährend aneinander gerieben werden. Doch ist Vorsicht geboten, sehr blutarme und schwächliche Personen vermögen den Wärmeverlust nur schwer wieder auszugleichen und frieren deshalb leicht danach.

Das warme Fußbad (30 bis 40 Grad) ist vorzüglich bei Migräne, Kopfschmerz und nervösen Magenbeschwerden. Vor- und abends vor dem Schlafengehen angewandt, ist es ein vorzügliches Schlafmittel. Man braucht dabei außer dem Badegefäß noch eine Kanne mit heißem und eine mit kaltem Wasser. Man fängt mit 30 Grad an und steigert durch allmähliches Zuschütten auf 40 Grad. Dauer eine Viertel- bis eine halbe Stunde, während welcher man durch Nachgießen immer möglichst die gleiche Temperatur erhält. Zum Schluß schreut man die Füße mit einem Guß kalten Wassers ab, was die vortreffliche Wirkung des Bades noch erhöht.

Das heiße Fußbad (mit 40 Grad beginnend, bis etwa auf 50 Grad, zwanzig Minuten Dauer und etwa zweimal bis dreimal am Tage) ist sehr gut bei Gicht, Nöhen, Fußschmerzen, aber auch bei Zahnschmerzen und Nasenbluten. Auch als Beruhigungsmittel bei nervöser Überreizung und dadurch bedingter Schlaflosigkeit ist es sehr zu empfehlen, ganz besonders gut hilft es gegen Nervenschmerzen. Blutarme Personen dürfen es aber nur kürzere Zeit und höchstens zweimal am Tage anwenden, und unerlässlich ist das kalte Abgießen zum Schluß; wenn man diese versäumt, entstehen leicht Krampfadern.

Zum Schluß sei noch das wechselwarme Fußbad genannt, das bei Frostbeulen, Schweißfüßen und chronisch kalten Füßen gute Dienste tut. Man taucht hierbei die Füße zunächst zwei bis drei Minuten in 30gradiges, sodann eine halbe Minute in kaltes Wasser und wiederholt dies Verfahren mehrere Male. Der Erfolg ist angenehmes Wärmegefühl und gute Durchblutung der Füße.

M. G.

Küchenzettel und Ernährungslehre.

Die berufene Schriftleiterin des Küchenzettels ist die Hausfrau, und sie setzt ihren Ehrgeiz darein, dieses Dokument zu einer interessanten und abwechslungsreichen Zeitsüre zu gestalten. Sie wählt die Speisensorgen nach verschiedenen Gesichtspunkten, so nach der Schmackhaftigkeit, Preiswürdigkeit und Bekömmlichkeit und paßt sie den Bedürfnissen der Familienmitglieder an. Die meisten Hausfrauen, namentlich die jüngeren, haben auch schon ein Begriff von der wissenschaftlichen Seite der Sache, wissen etwas über Nährwerte und wie

man sie erhält — aber man stößt im allgemeinen doch auch immer noch auf oft absolut rüßständige Begriffe gerade über diesen Punkt.

Daß wir für unsere Ernährung Fett, Eiweiß und Kohlehydrate benötigen, ist ja bekannt, aber diese Kenntnis hat zur Überschätzung der Fleisch- und sonstigen eiweiß- und fetthaltigen Kost geführt. Wenn es heißt, das Kind muß „kräftig“ ernährt werden, dann verstehen z. B. die meisten Mütter darunter eine Anhäufung von Fleisch, Eiern und dergl., während andere wichtige Bestandteile unserer Nahrung oft ganz vernachlässigt werden. Dies sind namentlich die in den Gemüsen enthaltenen Nährsalze, die für die Instandhaltung, Reinigung und auch für den direkten Aufbau des Körpers benötigt werden, sowie die namentlich im Obst enthaltenen Geschmacks- und Geruchsstoffe, die für unseren Appetit und unsere Verdauung sehr wichtig sind. Wenn uns diese Stoffe fehlen, so magern wir ab und werden zuletzt sogar krank, trotz Überfütterung mit sogenannten kräftigen Speisen.

Außer diesen obengenannten Stoffen hat aber die neuere Forschung auch noch andere wichtige Bestandteile unserer Nahrungsmittel festgestellt, deren Fehlen unter Umständen verhängnisvoll auf uns wirken kann, es ist bis jetzt noch nicht oder nur teilweise gelungen, diese Stoffe künstlich herzustellen und man hat ihnen einen bestimmten Namen deshalb noch nicht geben können. Man nennt sie Vitamine und Komplexe, d. i. Lebens- und Ergänzungsstoffe, und ihr Fehlen hat die charakteristischen „Mangelkrankheiten“ zur Folge, wie Rachitis, Stomatose, Skorbut, Beri-Beri u. a.

Es würde zu weit führen, hier näher auf dieses äußerst interessante Thema einzugehen; wer sich näher unterrichten möchte, findet Auskünfte z. B. in den Schriften Hindes, Dr. Bahmanns, Dr. Ragnar Bergs u. a. Wir wollen uns hier gleich den praktischen Schlussfolgerungen für die Hausfrau zuwenden.

Beim Fleisch, von dem wir nur geringere Mengen zu unserer Ernährung benötigen, ist interessant, daß Herz, Leber und Niere die meisten Vitamine enthalten. Langes Kochen bei hohen Wärmegraden zerstört die Vitamine, deshalb soll man z. B. die Milch nur kurz aufkochen und überhaupt die Gerichte, die in kurzer Kochzeit hergestellt werden können, bevorzugen.

Unser Brotkorn enthält die meisten Nährstoffe unmittelbar unter der Schale; wir sollten deshalb weniger Wert auf recht fein ausgemahlene, weißes Mehl, auf Kuchen und Weißspeisen legen, als auf ein kräftiges Schwarzbrot, das noch Kleiebestandteile enthält, das wir allerdings langsam kauen und gut einspeicheln müssen, um es auch bei schwächeren Magenverhältnissen verdauen zu können.

Alle grünen Gemüse enthalten reichlich Vitamine, und zwar am meisten im Rohzustande. Namentlich Karotten sind ein geradezu ideales Nahrungsmittel, und wenn unsere Kinder sich mit Begeisterung über rohe Karotten hermachen, so sollen wir sie dabei ruhig gewähren lassen. Auch grüner Salat sollte während des Sommers täglich mindestens einmal auf den Tisch kommen, und die Tomate ist eines unserer wichtigsten Nahrungsmittel.

Milch und Rahmbutter sind reich an Nährstoffen, als Aufschnitt und Buttr, und das Abendbrot der Kinder sollte aus einfachen Butterschnitten mit Milch und Obst bestehen, das ist für sie die beste Kost. Unsere winterlichen Gerichte können wir jederzeit bereichern durch Hinzufügen einer Kleinstigkeit frischer Beise, die aber nicht mitkochen darf.

Endlich wäre darauf hinzuweisen, daß man die Gemüse niemals „abkochen“ darf, wie das früher üblich war, sondern möglichst im eigenen Saft dünsten soll. Hat man viel Kochwasser, so ist es zu Suppen und Tunken zu verwenden, denn gerade dieses enthält die wichtigsten Nährstoffe der Gemüse im gelösten Zustand.

Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur. Zeitschrift für Kleidung, Körperbildung und Erziehung, Wohnung, Handwerks- und Volkskunst. (Verlag Otto Beyer, Leipzig.) Wie jeder im Beruf stehende Mann sein „Fachblatt“ hat, so ist diese Zeitschrift das „Fachblatt“ der Frau, schlechtweg der Frau, denn es umfaßt mit seinen Aufsätzen das ganze Lebensgebiet der Frauen — der aufwärts strebenden und nach innen lebenden Frauen. Seit 2 enthält u. a. folgende Aufsätze: „Zwischen dem Neuen und dem Alten“, „Vera Stahl und ihr soziales Museum in Dessau“, „Englische Frauenkleidung“. Die Architektin Gertrud Vinde spricht über neue Bauweisen.